

Gesänge in die Nacht hinaus, Liebeslieder und Erinnerungen an die Kämpfe zwischen Tibetern und Mongolen.

Es war eine kalte Frühlingsnacht. Man drängte sich gerne eng um den Herd und um einen von einem kleinen Lehmwällchen eingefassten Fleck auf der Erde, auf dem glühender Schafdung ausgebreitet wurde, um die Wärme möglichst vielen von uns zugut kommen zu lassen. Die Tibeter hockten mit nacktem Oberkörper herum, sie hatten ihren Pelzrock, ihr einziges Gewand, von den Schultern gleiten lassen, um so recht intensiv die Glut auf ihre Haut wirken zu lassen. Auf der Seite des Feuers war es mollig, den Rücken aber erkältete uns ein steifer Steppenwind, der durch die groben Maschen des schwarzen Yakhaarzeltes beinahe ungehindert hindurchpiff. Langsam wogten die Zeltwände auf und ab. Auf dem Boden lagen ringsumher Pferde- und Ochsensättel, Leder säcke und Pelze. Dort im Zelthintergrund hingen verrußte Gebetwimpel und schmierige Haare von Herdentieren. Man will dadurch den Schutz der Götter auch für die Tiere herabflehen. In dieser Umgebung die dünnen Glieder der halbnackten, tiefgebräunten Männer mit den großen, silbernen Ohrringen im linken Ohrläppchen, ihren langen, dünnen, schwarzen Mongolenzöpfen, die vielen großen Amulettbüchsen am Hals, und über dem Herd drüben die stämmigen Schultern und kräftigen Arme der Nomadenfrauen mit schweren und klappernden Rückenbehängen, die mit tassengroßen, massiv silbernen Schalen, mit faustgroßen Bernsteinstücken und Meermuscheln benäht waren, das wilde Gastmahl, bei dem jeder die größten Fleischstücke sich in den Mund schob und das Allzuviel dicht vor seiner platten Nase mit einem langen Messer abschnitt, und all dies nur beleuchtet von einem bald bloß düster züngelnden, bald plötzlich hell aufflackernden Herdfeuer: dies gab ein Bild, um das mich mancher Leser beneiden wird. Ich glaubte mich in die Urzeit Deutschlands, in die schlimmsten Zeiten der Hunnen- und Mongoleneinfälle zurückversetzt. Kein Wunder, zitterten unsere Urväter beim Anblick der unwirschen Barbaren, die so plötzlich auf sie losstürmten. Was für eine starke Hand brauchte es doch, was für lockende Raubideen, daß solche Kerls zu einem gemeinsamen Zuge vereinigt werden konnten und die unwiderstehlichen Heeresmassen zusammenkamen, deren Pfeilregen unseren Rittern die Sonne zu verdunkeln drohte. Es ist ein Glück für die Welt, daß die Tibeter nur wenige große Herrscher hervorgebracht haben und daß sie seit mehr denn tausend Jahren politisch völlig zersplittert sind. Solange in Tibet ein tibetischer Staat existiert hat, im 8. und bis in das 9. Jahrhundert hinein, waren die Tibeter die furchtbarste Geißel für die ganze Nachbarschaft. Haben sie doch sogar 763 die Residenzstadt Hsi ngan fu überrumpelt und ausgeplündert. Dank der chinesischen Diplomatie sind jetzt die einzelnen Stämme getrennt und machen darum wenig Schaden. Ihre Häuptlinge haben heute nur geringen Einfluß. Sie haben die größte Mühe, die vielen zentrifugalen Kräfte zusammenzuhalten. Die zunehmende Zersplitterung in winzige Gemeinden hält immer noch an. Jede Zeltvereinigung lebt in fortwährender Angst und Kriegsbereitschaft, denkt jederzeit an die Möglichkeit eines räuberischen Überfalls. Auch mitten in unserem Schmause entstand für einige Augenblicke wildeste Aufregung, als plötzlich die Hunde — die vier Zelte hatten im ganzen etwa 15—20 Stück — wütend anschlugen und in die Finsternis hinausstürmten. Ohne ein Wort zu verlieren, griff jedermann zu den Waffen, die langen Lanzen wurden vom Zelteingang genommen, einige entzündeten die Luntten ihrer